

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 67=87 (1921)

Heft: 9

Artikel: Kriegslehren

Autor: Habicht

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-36998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung

Journal Militaire Suisse

Gazzetta Militare Svizzera

Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft und des Schweizerischen Verwaltungsoffiziersvereins.
Herausgegeben vom Zentralvorstand der Schweizerischen Offiziersgesellschaft.

Organe de la Société Suisse des Officiers et de la Société des Officiers d'administration.
Publié par le comité central de la Société Suisse des Officiers.

Organo della Società Svizzera degli ufficiali e della Società Svizzera degli ufficiali d'amministrazione.
Pubblicata per cura del Comitato centrale della Società Svizzera degli ufficiali.

Redaktion: Oberstl. i. Gst. K. VonderMühl, Basel, Freiestraße 40.

Als Beilage erscheint alle 3 Monate: Schweizerische Vierteljahrs-Schrift für Kriegswissenschaft.

Redaktion: Oberst i. Gst. M. Feldmann, Bern.

Inhalt: Kriegslehren. — Ueber Kriegspsychologie. (Schluß.) — Die Abrüstungsidee in den Vereinigten Staaten. — Eidg. Militärbibliothek. — Sommaire de la Revue Militaire Suisse.

Kriegslehren.

Von Oberstleutnant *Habicht*.

I.

„Kriegslehren“ beruhen auf Erfahrungen des Krieges; sie werden geschöpft aus der Kriegsgeschichte und bedürfen der beständigen Kontrolle und des fortwährenden Vergleiches mit kriegsgeschichtlichen Ereignissen. Ihre Ableitung und Fixierung erscheint umso leichter und zutreffender, je näher das kriegerische Ereignis selbst liegt und je persönlicher wir daran beteiligt gewesen sind.

„Es gilt an jede einzuführende Neuerung, mag sie der Anregung jüngster kriegerischer Ereignisse oder organisatorischen Bedürfnissen entsprungen sein, den Prüfstein früherer oder neuester Kriegserfahrung zu legen; auch solche mehr zurückliegender Zeiten darf nicht übersehen werden, wenigstens nicht diejenige der napoleonischen Kriege. Wie überall, so bewahrt auch hier nur der Blick auf das Allgemeine vor schädlicher Einseitigkeit. Vermittlerin nach dieser Richtung ist die Kriegsgeschichte.“

Daß man sich dieser Vermittlerin sehr oft entschlagen, ihre Kontrolle zum Vergleich nicht herangezogen hat, erklärt auch die Tatsache, daß blutig bezahlte Kriegslehren im Laufe der Zeiten verloren gegangen sind.

So wird die Verwendung schwerer und schwerster Geschütze, wie sie während des Weltkrieges in ausgedehntestem Maße stattgefunden hat, vielfach als ein ganz besonders charakteristisches Novum eingeschätzt. Hiebei wird aber außer acht gelassen, daß schon Friedrich der Große in den späteren Jahren des siebenjährigen Krieges, weil ihn die vortreffliche Positionsartillerie der Oesterreicher dazu zwang, stets schwere Artillerie mit sich führte, und zwar in

der Regel zehn schwere Zwölfpfünder bei jeder Infanterie-Brigade, Geschütze, die erheblich weniger beweglich und schlechter bespannt waren als die heutige schwere Artillerie der Feldheere. Bei Leuthen wurden solche schwere Batterien sogar improvisiert; es waren von Bauernpferden gezogene Glogauer Festungsgeschütze. Sie sind gleichwohl nicht nur rechtzeitig in die Feuerstellung gelangt, sondern haben sogar, als der Angriff fortschritt, einen Stellungswechsel vorgenommen. Man wende nicht ein, daß solche Verwendung nur bei der damaligen geringen und wenig weit reichenden Wirkung des feindlichen Feuers möglich gewesen sei. Die große Nähe am Feinde, in der man sich zu jener Zeit befand, gestaltete dessen Feuerwirkung gelegentlich recht empfindlich. So berichtet Tempelhoff von zwei preußischen Batterien, die bei Torgau zuerst in Stellung gingen, sie seien vom feindlichen Feuer vollständig zugedeckt, Offiziere, Kanoniere, Knechte und Pferde binnen kürzester Frist niedergestreckt worden.

Man vergißt auch, daß der französische Artilleriegeneral Herr, der sich bei der Verteidigung Verduns einen Namen gemacht hat, auf Grund seiner Wahrnehmungen und Erfahrungen, die er auf den Gefechtsfeldern des ersten Balkankrieges gesammelt hatte, zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die Armeekorps dauernd mit weittragenden Kanonenbatterien auszurüsten seien, wobei er sich auf nachstehende Begründung stützte. „Die Notwendigkeit, zuerst den Artilleriekampf durchzuführen, verlangt die Ausrüstung des Feldheeres mit einer Geschützart, die hierfür geeignet ist. Da deckende Stellungen meist eher auf weitere Entfernungen vom Gegner vorhanden sein werden, als auf der Nahentfernung, so kann es sich nur um ein Geschütz von großer Tragweite, genügender Schußwirkung gegen Mannschaft und Material und dennoch entsprechender Beweglichkeit handeln. Die von den Serben verwendeten älteren 120 mm Kanonen waren im allgemeinen zu schwer, bedurften zum Schießen der Bettungen und konnten mit ihrer Ochsenbespannung Tag und Nacht marschierend in der Stunde doch kaum mehr als 2 Kilometer zurücklegen. Den genannten Anforderungen entspricht am besten eine 100 mm Kanone, die auf Entfernungen von 8—10 Kilometer reicht und mit einem zur Shrapnel- wie zur Granatwirkung gleich befähigten Geschöß ausgerüstet ist. Diese Geschütze müssen den Armeekorps dauernd zugeteilt sein und einen Bestandteil seiner Artillerie bilden; sonst werden sie nie am richtigen Ort und zur nötigen Zeit verwendungsbereit sein.“

Wenn man daher bei uns eine geraume Zeit hindurch die schwere Artillerie recht nebensächlich behandelt hat, so darf man sich keineswegs darauf berufen, daß Kriegslehre und kriegerische Erfahrung hierfür die Wegleitung gegeben hätten. Nun ist es ja allerdings richtig, unsere Feldartillerie mußte ein neues Geschütz haben, wollte sie auf der Höhe der Zeit bleiben und sollte das

Waffenvertrauen nicht in die Brüche gehen. Nicht viel anders lagen die Verhältnisse bei der Gebirgsartillerie. Auch hier mußte an eine baldige Modernisierung der Bewaffnung gedacht werden. Aber ganz das gleiche war auch der Fall mit der schweren Artillerie oder, wie man sie damals noch genannt hat, mit der Positionsartillerie. Die Kanonenbatterien mochten ja noch angehen; aber ganz im argen und ballistisch ungenügend war die Ausrüstung mit Steilfeuergeschützen. Der seinerzeit sehr ingenüos erdachte und auf die denkbar billigste Weise aus den Rohren der früheren 10cm-Gußstahlfeldgeschütze erstellte 12 cm-Mörser konnte mit dem besten Willen nicht mehr entsprechen und war namentlich an Reichweite gänzlich inferior. Das war übrigens gar kein Geheimnis, und man war redlich bestrebt, diesem Uebel damit abzuhelpen, daß man eine 12 cm-Haubitze mit Rohrrücklauf zur Einführung brachte, diese aber dann bei der Feldartillerie als integrierenden Bestandteil der Divisionsartillerie einstellte.

Ein 12 cm-Geschütz repräsentiert unter den heute gebräuchlichen Geschützarten keineswegs ein formidables Kaliber. Unter diesem Eindrucke hat man auch während des Krieges noch einige 15cm-Haubitzbatterien angeschafft. Man hat daher die Berechtigung zu fragen, warum nicht schon vor Kriegsausbruch ein größeres Kaliber zur Anschaffung gekommen ist? Da scheinen nun verschiedene Momente mitgespielt zu haben, von denen zwei am typischsten sein möchten, weil sie wiederum darauf hinweisen, wie eigentümlich des Schicksals Wege gehen können, und wie leicht Kriegslehren und kriegerische Erfahrungen in Vergessenheit geraten.

Bekanntlich war man bei uns lange Zeit hindurch über die Rolle, die die Positionsartillerie im Kriege zu spielen habe, sehr im Unklaren, und der Meinungsstreit ging bald weniger, bald stärker lebhaft hin und her. Wohl der ursprünglichste Gedanke war der, daß die Positionsartillerie zur Armierung befestigter Stellungen zu dienen habe, um auf diese Weise die Feldartillerie an Wirkung und Reichweite zu ergänzen. Man hoffte sie auch in einer vorbedachten Defensivschlacht zur Verwendung zu bringen. Dabei war man sich aber stets bewußt, daß man von ihrer Beweglichkeit nicht zu viel erwarten durfte, und eine Verwendung im Sinne einer Begleitartillerie für offensive Bewegungen fiel ernstlich kaum in Betracht. Nach und nach machte sich dann in diesen Anschauungen ein Wandel bemerkbar. Man strebte nach mehr Beweglichkeit und gab ihr deshalb durch die ständige Zuweisung einer Bespannungsabteilung eine solche Organisation, daß unter Umständen eine gewisse vermehrte Beweglichkeit geleistet werden konnte. Doch tat man gut, sich hierüber keinen ausschweifenden Hoffnungen hinzugeben, wie das bei einigen Manövergelegenheiten unter Benutzung einiger billiger Mätzchen der Fall gewesen ist. Trotz Bespannungszuteilung blieb die damalige Positionsartillerie ein schwer be-

wegliches Gebilde. Zwar repräsentierten die oben angeführten 12 cm-Mörser kein großes Gewicht und waren nur vierspännig sehr leicht fahrbar; aber was das Ganze schwer und unbeweglich machte, war der immense Troß an Bettungswagen, Munitionscaissons und Fuhrwerken sonstiger Art, der innerhalb einer Positionsartillerie-Abteilung organisatorisch zusammengeschweißt worden war. Offenbar hätte man auch hier besser getan, etwas zu spezialisieren, die gleichartigen Geschützarten batterie- und abteilungsweise zu vereinigen, statt die gesamte Kollektion in ein und derselben höheren Einheit zu vereinigen. Auf diese Weise konnten die guten Eigenschaften der einen oder anderen Geschützart gar nicht zur Geltung kommen, und jede mußte unter den Nachteilen der anderen leiden. Nach und nach kam dann auch die Erkenntnis, daß es so kaum weiter gehen könne. Fast zur gleichen Zeit brach sich auch der Gedanke Bahn, daß das an und für sich recht zahlreiche Geschützmaterial der Positionsartillerie auch den ausgesprochen offensiven Zwecken dienstbar gemacht werden sollte. Das führte dann zu den verschiedensten Meinungsdivergenzen über die Bedeutung der schweren Artillerie an sich und hatte, in Verbindung mit der urgenten Neubewaffnung der Feld- und Gebirgsartillerie, zur Folge, daß die neu kreierten 12 cm-Haubitzen abteilungsweise den Divisionen zugeschrieben wurden, die 12 cm-Kanonen in besonderen Batterien zur Vereinigung kamen, und die Positionsartillerie überhaupt eine Aschenbrödelrolle zugewiesen erhielt.

Ungefähr um diese Zeit herum bemächtigte sich, ganz gleich wie das in Deutschland geschehen, auch bei uns der Generalstab der Schwerartilleriefrage und verlangte die Aufstellung einer schweren Artillerie mit wirkungsvollen Kalibern und angemessener Beweglichkeit. Dabei ist es in verschiedener Beziehung ganz gleich gegangen wie auf der anderen Seite des Rheins. Diejenigen, die sich am meisten gegen die Einführung der großen Kaliber gesperrt haben, waren die artilleristischen Zunftgenossen. Die hauptsächlichste Einrede war dabei, daß die Einstellung großer und größter Kaliber eine unglaubliche Vermehrung des Trosses bedinge, weil ohne das Vorhandensein und Mitführen einer ausreichenden Munitionsmenge diese Schwerekaliber mehr einen Ballast als einen artilleristischen Nutzen ausmachen; denn ohne genügenden Munitionsvorrat keine durchschlagende Wirkung. An und für sich kann man gegen diese Argumentation kaum viel einwenden. Sie ist vollständig gleichlautend mit derjenigen, die 1870/71 von Moltke und Blumenthal gegen die Beschießung von Paris eingewendet worden ist und die damals darauf hinausging, daß dieses Unternehmen so lange ein „fährlichmäßiges“ bleiben müsse, bis genügend Schießbedarf herangeschafft und die Garantie für dessen auskömmlichen Ersatz gewährleistet sei. Von der anderen Seite konnte man allerdings mit Recht einwenden, daß bei allseitigem guten Willen und im Zeit-

alter der Lastautomobile diese Garantie wohl geleistet werden könne. Damit spitzte sich dann die ganze Frage zu einem Finanzproblem zu, dessen Lösung im eigentlichen Sinne von der Willfährigkeit der Volksvertretung zur Bewilligung der erforderlichen Kredite abhängen mußte. Doch kam es gar nicht bis zu diesem letzten Appell. Vorläufig siegte, anders als es in Deutschland gegangen ist, die artilleristische Seite, und es unterblieb die zeitgemäße Modernisierung der Positionsartillerie wesentlich zu Gunsten der Ausgestaltung der Neubewaffung der Feld- und Gebirgsartillerie und zur Beschaffung der 12 cm-Haubitzausrüstung. Dafür mußte dann um teures Geld dieses Versäumte während des Krieges nachgeholt werden.

Diese Vorgänge sind in doppelter Beziehung lehrreich, und darum ist auch ausführlicher bei ihnen verweilt worden. Sie lehren vor allem, daß Bewaffnungsfragen niemals abschnittsweise behandelt werden dürfen, sondern daß man von Anfang an das Ganze im Auge haben und sich hierüber einen genauen Plan machen muß, wobei auch die finanzielle Seite ihre eingehende Berücksichtigung zu finden hat. Hiebei ist vor allem zu erwägen, ob die bestmögliche Bewaffnung von den finanziellen Mitteln des Landes bestritten werden kann. Ist das der Fall, so ist die Lösung des Problems eine verhältnismäßig einfache, weil dann nur noch die Reihenfolge der Umbewaffung im Hinblick auf ihre militärische Dringlichkeit zu erledigen ist. Liegt, was meist der Fall sein wird, die finanzielle Seite nicht so günstig, dann gestaltet sich die Sache allerdings komplizierter. Es wird in diesem Falle vor allem darauf ankommen, einen Bewaffnungsvorschlag ausfindig zu machen, der den Ansprüchen der Landesverteidigung so viel als nur immer möglich Rechnung trägt und die finanziellen Kräfte doch nicht überschreitet. Gerade hier wird es also gegeben sein, sich den mutmaßlichsten Kriegsfall vor Augen zu halten und die Neu- oder Umbewaffung nach der Gestaltung dieses Falles und den sonstigen Landeseigentümlichkeiten einzurichten. Das wird dann verhindern, daß die eine Artilleriegattung auf Kosten der anderen bevorzugt wird, und diese Bevorzugung speziell derjenigen Gattung zu Gute kommt, die sich dann im Kriegsfalle als die weniger benötigte erweist.

* * *

In längerer Friedenszeit hat bei der Artillerie noch immer die Beweglichkeitsforderung, d. h. die Beschneidung der Wirkung zu Gunsten der Beweglichkeit, die Oberhand bekommen, während in und unmittelbar nach einem Kriege laut nach der Wirkungsforderung, d. h. der Steigerung der Wirkung auf Kosten der Beweglichkeit, gerufen worden ist. Der preußische General Müller hat die ganze Erscheinung in die zutreffende Formel gekleidet: „Während die Feldartillerien im Frieden immer nach größter Beweglichkeit der Systeme streben und sich darin zu überbieten suchen, tritt in den Kriegen und nach ihnen ein ganz entschiedenes

Verlangen nach großer Wirkung hervor. Jede Artillerie sucht im Kriege den Gegner mit Kaliber und Geschößgewicht, kurzum in der Wirkung, zu übertreffen.“

Diese Divergenz, dieses Vergessen von Kriegserfahrungen, ist psychologisch sehr einfach zu erklären. Im Frieden kann sich die Geschößwirkung nur gegen die Scheiben des Schießplatzes äußern. Unberührt von den seelischen Aufregungen des Gefechtes vollziehen sich Feuerleitung und Geschützbedienung und erzielen daher Schießresultate, die man als ausreichend einzuschätzen alle Berechtigung hat. Bei den Friedensmanövern kommt die gegenseitige Wirkung gar nicht zur Anschauung, weil sie in ihrem Umfange weder sichtbar noch fühlbar gemacht werden kann. Was sich aber dem Auge unmittelbar präsentiert, das ist die Beweglichkeit, die Raschheit und Eleganz des Stellungsbezuges, die frühzeitige Feuereröffnung — mit Manöverpatronen. Was man mit eigenen Augen gesehen, glaubt man leichter und prägt sich dem Gedächtnis besser ein, als was man gelesen hat. Persönliche Voreingenommenheiten und Schiedsrichterungeschick tun noch ein übriges. So kommt bald eine Ueberzeugung zu Stande, die kriegsgeschichtlicher Erfahrung gerade zuwiderläuft und in der gesteigerten Beweglichkeit den Gipfel des Heils erblickt.

Anders gestaltet sich die Sache im Kriege. Hier verliert gegenüber der Brutalität der Wirkung die Eleganz der Beweglichkeit bald an Ansehen und Achtung. Das ganze Bestreben ist darauf gerichtet, dem Gegner ebensoviel, womöglich noch mehr Abbruch zu tun, wie man von seiner Seite zu erleiden hat. Man empfindet es als einen enormen Nachteil, wenn das gegnerische Material über größere Reichweite verfügt und der einzelne Schuß eine starke Wirkung ausübt. Der moralische Rückschlag kann unter Umständen katastrophal wirken, wie dies beispielsweise im russisch-türkischen Kriege von 1877/78 der Fall gewesen ist, als man auf russischer Seite die Entdeckung machte, daß man, um Wirkung zu erhalten, sich in den Bereich des gegnerischen Infanteriefeuers begeben müsse. Es kam deshalb zu einem Befehle, daß die leichteren Feldbatterien nicht über 1800 m, die schweren nicht über 2400 m feuern durften. „Im letzten Moment befohlen, nützte diese Maßnahme nichts; die Artillerie kam ihr nicht nach; sie blieb in der gefahrlosen Zone außerhalb des Infanteriefereiches zurück; gelangte sie aber ins Infanterief Feuer, so protzte sie nach geringen Verlusten auf und ging zurück.“ Man mußte damals vor Plewna die bittere Erfahrung machen, daß 60 türkische Geschütze, die vier Tage lang gegen 400 Feld- und 20 Belagerungsgeschütze der Russen gekämpft hatten, am fünften Tage noch sehr wirksam gegen die zum Sturm vorgehende russische Infanterie wirken konnten, also durchaus nicht niedergekämpft waren. Solche Tatsachen machen es begreiflich, daß während des Krieges und noch stärker unmittelbar nach dessen Beendigung der Ruf nach einer Vermehrung der Wirkung sich geltend macht.

Die beste Illustration hiefür bietet wohl der Verlauf des Weltkrieges; denn er hat nicht nur Frankreich sondern auch England bewogen, sich noch während dessen Dauer eine moderne schwere Artillerie zu schaffen und das operative Verfahren nach dieser Beschaffungsmöglichkeit einzurichten. Er hat auch in vollem Umfange die Richtigkeit der Anschauung bestätigt, der schon einmal zitierte Artilleriegeneral Müller etwa zwanzig Jahre vor Kriegsausbruch mit den Worten Ausdruck gegeben hat: „Daß die Zukunft Artilleriekämpfe von großem Umfange und kaum zu ahnender Furchtbarkeit bringen wird, in denen bei sonst gleichen Umständen der Sieg dem wirksameren System zufallen muß.“ (Forts. folgt.)

Ueber Kriegspsychologie.

Von Dr. med. *Adolf L. Vischer*, Basel.

(Schluß.)

Das Dasein ist rationell eingeteilt; nicht nur die Kleidung, auch Nahrung und Behausung sind vereinheitlicht. Der Horizont ist stark eingeschränkt. Die Zukunft ist unsicher, niemand weiß, was der morgige Tag bringen wird, ob ein Angriff angesetzt ist, ob die Einheit abgelöst wird. Dieses Gefühl der Unsicherheit des Daseins wird ja durch die *moderne* Kriegführung bedeutend gesteigert; die Armeen sind zu ungeheuren Maschinen geworden, die von unbekanntem Kräften gelenkt werden. Der Einzelne, nicht nur der Soldat, sondern auch der Offizier bis weit hinauf, hat absolut keinen Einblick in den Gang der Ereignisse. So kommt es, daß der aktive Krieger eigentlich vom Krieg nur kennt, was sich in seiner unmittelbaren Umgebung abspielt. Was jenseits davon vor sich geht, erfährt er *nicht* oder nur gerüchtweise. Das Gerücht und die falsche Nachricht spielen im Schützengraben keine geringere Rolle als im Gefangenenlager. Der furchtbare Zustand der Unsicherheit des Daseins erzeugt bei den Leuten einen eigenartigen Fatalismus. Der Soldat kennt keine „große Zeit“, sondern maschinenartig und ergeben erfüllt er seine Pflicht und sieht strenge darauf, daß seine Rechte gewahrt bleiben, daß er seine Ration regelmäßig erhält und daß er beim Urlaub nicht zu kurz kommt. Der Gesichtskreis, der sich rein auf die Erfüllung materieller Bedürfnisse erstreckt, ist sehr eng gezogen. Gewisse Beobachter haben nicht mit Unrecht bei den Soldaten eine gewisse infantile Mentalität entdeckt: „Und so sind wir denn im Felde draußen, schreibt der Wiener Psychiater Stransky¹⁾, in unsern Leiden wie in unsern Freuden gleichsam wieder Kinder geworden, große Kinder, aber eben Kinder. Jener seelische Infantilismus, von dem mancher Autor des Krieges zu berichten weiß, er ward alsbald eine der Grundeigenschaften der Seele des Feldsoldaten, des Mannes wie des Offiziers.“

¹⁾ E. Stransky, Krieg und Geistesstörung. Wiesbaden 1918.